

## DIE METTERNICH

von

HERMANN BAHR

Als in jenen seltsamen Novembertagen 1918 der Wiener sich plötzlich zum Republikaner geboren entdeckte und die Hofräte Franz Josefs wie früher den Saum ihres gefalteten Sacktuchs fortan den Kopf der „Arbeiter-Zeitung“ aus ihrer Rocktasche leuchten ließen, war man in der Umgebung der Fürstin Pauline Metternich-Sandor besorgt, weil die hohe Frau sich nicht nehmen ließ, die Last ihrer 82 Jahre noch immer frohgemut durch die Straßen der kaiserlosen Stadt zu tragen und wenn ihr etwas auffiel, wenn ihr jemand gefiel, in ihrer gewohnten Art stehen zu bleiben und sich mit dem Volk leutselig auf einen kleinen Plausch einzulassen. Dies galt jetzt als unpassend, Leutseligkeit wirkt undemokratisch. Aber sie lachte der ängstlichen Warnungen; sie kannte keine Furcht. Sie war ein Kind von kaum zwölf Jahren, als ihr geliebter Großvater, Österreichs größter Staatsmann seit Kaunitz, nach England hatte flüchten müssen, und ihre schönste Zeit, die Pariser, schloß auch wieder mit einer Flucht: Damals trug sie die Juwelen Eugeniens in der Hand aus der meuternden Stadt und barg auch ein kostbarstes thesesianisches Erbstück: Das Gebetbuch der armen Maria Antoinette. Sie hatte jung zu viel

erlebt, um nun alt noch etwas fürchten zu können. Und sie wußte doch auch, daß sie für die Wiener ja keine Fürstin war, sondern die Metternich. Sie war nicht bloß populär und auch wer sie volkstümlich nennt, sagt damit noch immer zu wenig. Die Metternich war ein Stolz Wiens wie der Fiaker und das Wäschermädl, sie war eine Wiener Stadteigentümlichkeit. Sie gehörte zum Begriff von Wien wie der Girardi. Großstädte brauchen solche Hohlspiegel ihres Wesens, um sich selbst erst recht erkennen und verstehen zu lernen.

Girardi war aus Graz, die Geistinger auch, die Gallmeyer gar aus Leipzig und die Therese Krones aus Freudenthal; die höchsten Ausdrücke der Wiener Art sind oft etwas weit her. Woher war die Metternich? Zum Vater hatte sie jenen durch seine Kühnheit, Abenteuerlichkeit und Wildheit bei Lebzeiten schon legendären ungarischen Grafen Sandor, den verwegensten Reitkünstler seines Jahrhunderts; wenn wir als Kinder gar nicht mehr zu bändigen waren, zeigte man uns ein Heft der „Gartenlaube“ mit Bildern seiner verruchtesten Wagnisse, da saßen wir erglühend still: er muß eine bezaubernde Mischung von Ritter ohne Furcht und Tadel mit Cowboy aus dem wilden Westen gewesen sein. Ihre Mutter aber war eine Tochter des Staatskanzlers, der nicht bloß einer Staatsordnung, einem „System“ seinen Namen, sondern den Völkern des Reiches, das er fast ein halbes Jahrhundert gelenkt hat, so viel von seiner Geistesart gab, daß sie selbst nach der Trennung dieser Völker in ihnen allen auch heute noch immer spukt. Aber dieser Stifter der letzten österreichischen Lebensform war selber in Koblenz geboren, die

Metternich sind ein altes rheinisches Dynastengeschlecht, seit 1635 Reichsfreiherren, seit 1679 Reichsgrafen. Klemens war schon 28, als er in österreichische Dienste trat; er war 40, als er, in den erblichen Fürstenstand erhoben, am anderen Tage von seinem Kammerdiener befragt wurde: „Votre Altesse, mettra-t-elle l'habit, que Son Excellence portait hier?“ In der Enkelin, unserer Metternich, war sein auf Maß, Gewißheit und Ordnung dringendes, nach reiner Gestalt verlangendes rheinfränkisches Blut durch ungarisches und offenbar von der stärksten, rein ural-altaischen Art, erhitzt und damit die weite Spannung erreicht, die notwendig war, um sie zunächst zehn Jahre lang schon das neidisch bewunderte Vorbild jeder Pariserin sein zu lassen, bevor aus ihr dann das Urbild der Wienerin wurde. Zur Pariserin schien sie schon durch angeborene Desinvolture vorbestimmt, durch einen verwegenen Fürwitz, neugierig gern bis an die Grenze des Schicklichen zu gehen, hart an ihr aber mit instinktiver Sicherheit stehen zu bleiben, noch dreist hinüberblickend, ein geheimes Gruseln genießend, aber ihrer eigenen inneren Hut schwindelfrei gewiß. Die Französin, gar der Oberschicht, in der Frankenart über das Gallische, Selbstgefühl über Launen vorherrscht, ist von allen Frauen des Abendlandes am reinsten abgewogen und ausgeglichen; sie kann sich getrost sehr weit vorwagen, sie muß sich schon geradezu wegwerfen, um sich zu verlieren. „Glissez, mortels, n'appuyez pas“, rät das Sprichwort. In diesem Schlittschuhlauf war unsere Fürstin von französischer Meisterschaft: sie hat auch über

dünnes Eis immer ihre Persönlichkeit heil wieder heimgebracht. Aber auch zur Wienerin schien diese wilde Ungarin geboren: vor allem schon durch ihre merkwürdige Verbindung von ganz großer Form mit derbster Natürlichkeit. Ein Beobachter, der nichts von ihr wußte, hätte gleich auf Hochadel raten müssen, beim zweiten Blick aber auf österreichischen, wahrscheinlich zunächst auf böhmischen. Diesem steht, was er sich fühlt, so deutlich an der Stirne, daß es ihm unbequem ist: daher die Neigung, lieber wie sein Kutscher oder Jäger auszusehen, worin es besonders die jungen Herren durch eifrigen Verkehr bei Volkssängern zuweilen zu einer seltsamen Virtuosität brachten. Sie konnten sich auf das Beispiel der großen Maria Theresia berufen, die schon auch einer seltsamen Lust, ja fast Schadenfreude nicht immer völlig widerstehen konnte, der wahrhaften Majestät ihrer Erscheinung unversehens einen Beigeschmack von Köchin, einer freilich fast bis ins Sublime gesteigerten, zu geben, was sie sichtlich erleichterte, die Wiener aber für sie begeisterte. Dieses Blinzeln einer Kaiserin nach dem Naschmarkt gewann ihr die Herzen Wiens. Die Klagen, daß der Wiener Rang, Talent und Leistung nicht anerkennen will, tun ihm nämlich unrecht: er erkennt und anerkennt, was einer ist, williger, schneller und dankbarer, als sie sonst irgendwo erkannt und anerkannt werden, er hat nur immer Angst, daß der Kerl dann deswegen am End' meint, sich darauf was einbilden zu können. Das verträgt der Wiener nicht, aber wer ihn recht versteht und beizeiten immer wieder gelegentlich für eine tiefe Verbeugung vor dem Nasch-

markt sorgt, dem hat es in Wien niemals an raschem Erfolg gefehlt. Auf der Metternich lag, Ehrfurcht gebietend, ein Abglanz geschichtlicher Größe, geschichtlicher Würde, geschichtlichen Stolzes, es lag eine Hoheit auf ihr, die man sich nicht selber geben kann, an der die Geduld vieler Zeiten gesponnen, die man mit demütiger Hand dankbar empfangen und in Verwaltung übernommen haben muß, um sie treu zu hüten und den Erben zu bewahren; so wurde sie von der Fürstin getragen, aber, da sie doch ihre lieben Wiener kannte, nicht ohne gelegentliches Zwinkern nach dem versöhnenden Naschmarkt, das ihr offenbar auch selber Spaß machte, wie sie sich doch überhaupt keine Gelegenheit entgehen ließ, das Leben als ein Spiel zu behandeln, das sie durch immer neuen Einsatz immer höher trieb, ja vielleicht gefährlich hoch, wenn sie nicht dann doch zur rechten Zeit noch wieder auf die Stimme der Demut gehört hätte. Die Demut aber sprach zu ihr in der Mundart des bon sens. Und das war an der wunderbaren Frau das wunderbarste: ganz großen Stils, sozusagen ganz exterritorial, ganz ein Revenant des Barock, und zwar ausgesprochen habsburgischen Barocks, des hohen festlichen, freudigen Barock, war sie, so sonderbar das klingen mag, eigentlich in ihrem Denken höchst spießbürgerlich. Ich habe sie 30 Jahre lang bewundert, bevor mir dieser geheimste Winkelzug an ihr aufging. Das war in Salzburg, wo sie die letzten Kriegssommer verbrachte. Da gerieten wir zufällig in ein Gespräch über Religion und ich wunderte mich über die, so lebhaft sie war, ihre Worte niemals schminkend,

doch ungewohnte Heftigkeit, mit der sie, die streng darauf hielt, die Pflichten einer guten Katholikin nicht zu versäumen, da plötzlich über diese neu-modische Begeisterung der jungen Leute für den dritten Orden grimmig herfiel. Ich wendete behutsam ein, den Grad, den äußeren Ausdruck, gar aber die Hilfsmittel der Andacht zu bestimmen mußten wir doch dem freien Ermessen eines jeden anheimstellen, nach seinem Bedürfnis, nach seiner inneren Not, nach dem dieser einen einmaligen Persönlichkeit zur Entfaltung und Vollendung zugewiesenen Sinn. Aber sie ließ sich nicht umstimmen, sie schalt es Überhebung, es sei nichts als stinkender Hochmut, wenn die jungen Damen aus purer Eitelkeit um auch in der Andacht, sogar noch vor dem lieben Gott noch was Besonderes voraushaben und durch auffallende Toiletten des Gemütes glänzen wollten, um dem lieben Gott durch ein extrafeines Gebet einen Eindruck zu machen! Soll ein jedes doch, Bettelweib oder Komteß, ordentlich seine religiösen Pflichten tun und die religiösen Bräuche halten, wie wir's von klein auf, Herrschaft wie Dienerschaft, gelernt haben, aber nicht wettbeten, zum Sport, wer's am allerschönsten kann! Aus ihrer Erbitterung klang Zorn gegen jeden versteckt calvinistischen Versuch, durch Frömmigkeit von ganz besonderer Art Zeichen der eigenen Auserwählung zu geben, aber vor allem sprach da doch die gute Hausfrau, deren Sinn für Ordnung keine Seitensprünge mag, selbst keinen Seitensprung zu Gott; ich mußte unwillkürlich wieder an Maria Theresia denken, aber freilich: noch einen Schritt auf diesem Wege weiter, und wir

wären mitten im schönsten Josefinismus gelandet!

Sie hatte sich damals bald nach ihrer Ankunft in Salzburg bei uns angesagt. Wir wohnten im alten Arenbergschloß. Im großen Saal, der in den Park sieht, waren an den hohen Wänden meine Bücher untergebracht, aber in der Mitte stand, ganz frei, den Raum beherrschend, im schönsten Licht, ein mir sehr liebes großes Bild Klimts. Er hat es „nuda veritas“ benannt. Er hätte den Namen auch umkehren und „vera nuditas“ sagen können. Mich entzückt sein Farbenspiel, es bestätigt mir irgend ein Geheimnis, das auch ich sehr stark empfinde, jedoch nicht aussprechen kann; gerade darum mag ich dieses Bild so gern, das mich, was ich weiß, doch ohne das rechte Wort dafür zu finden, getrost mit Augen sehen läßt — nur Bilder solcher Art wachsen einem ans Herz. Nun mochte die Fürstin Klimt nicht. Ich lasse jedem seinen Geschmack und ziehe zum Verkehr eigentlich sogar Leute vor, die meinen Geschmack nicht teilen; sie langweilen mich weniger. Aber da man das Temperament der Fürstin und meine Treue zu Klimt kannte, konnten, während wir nebenan beim Tee saßen, unsere übrigen Gäste schadenfroh den Augenblick kaum erwarten, wo sie dann unversehens auf jenen Klimt prallen würde. Doch sie wurden enttäuscht. Die Fürstin stand vor dem Bilde zunächst eine Weile stumm, es starr lorgnettierend. Dann kehrte sie sich nach mir um, wir standen uns hart gegenüber und jetzt lorgnettierte sie mich, ebenso scharf und noch immer starr; ja, sie lorgnettierte mich, als ob sie mich noch nie zuvor richtig gesehen hätte, ja, wie wenn erst an mir

das Bild Klimts zu sehen wäre, wie wenn sie mir ins Herz des Bildes sehen wollte. So betrachteten wir einander. Man pflegt bei uns zuweilen zu sagen, daß jetzt ein Engel durch das Zimmer fliegt. Er flog diesmal ziemlich lang. Dann aber sprach der große Mund der Metternich: „No ja!“ Ihre Lippen brannten lichterloh. Dann nickte sie vernichtend, es war aber nicht ganz klar, ob ich vernichtet war oder der Klimt oder wer eigentlich, vielleicht dieses irdische Jammertal überhaupt, und sie nahm meinen Arm und wir traten auf den Balkon und sahen in der Stille nach den Türmen der alten Bischofsstadt im Sommerabendsonnenglanz. Wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, hätte ich sie von dieser Stunde ab noch lieber gehabt.

Es gibt eine Höhe der Menschheit, auf der, was uns sonst voneinander trennt, auf einmal erlischt und die Menschen unwillkürlich ineinander transzendieren; die Schatten fallen und indem in diesem Oberlicht dann nur noch die nuda veritas eines jeden erscheint, erkennen sich alle. Hochgeborene haben vielleicht näher zu dieser Höhe, vielleicht erreichen sie sie bequemer als wir gemeines Volk. Darum fühlen sie sich insgeheim in unserer Schuld, das ist der Sinn des noblesse oblige. Diese Fürstin hatte nie das Gefühl, mehr oder gar besser zu sein als wir. Sie hatte nur das Gefühl, stärker verpflichtet zu sein.

Darum ging sie dann auch im Novembersturm unbesorgt durch die Gassen der Vorstadt. Sie wußte, daß jedermann wußte, wer sie war. Und wenn sie jetzt nicht mehr Fürstin hieß, sie blieb, was sie den Wienern fast ein halbes Jahrhundert gewesen war: sie bleibt die Metternich.